

# Leseprobe

Pajtim Statovci

## **Meine Katze Jugoslawien**

Roman - Ausgezeichnet mit dem Internationalen Literaturpreis 2024

---

»Es wurde selten so frisch von Einwanderung, Flucht und Identitätssuche erzählt.« *Nadine Kreuzahler / radio3*

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



---

Seiten: 320

Erscheinungstermin: 20. März 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguin.de](http://www.penguin.de)

# Inhalte

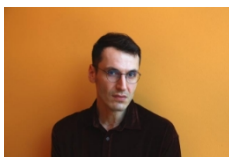
- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**»Ein Wunder, eine bemerkenswerte Leistung, und ganz anders als alles, was Sie in diesem Jahr lesen werden.« The New York Times**

Zwei Geschichten, eine Familie. Emine wächst im Jugoslawien der Achtzigerjahre auf. Mit siebzehn wird sie mit einem Mann verheiratet, dem sie vor der Hochzeit nur ein einziges Mal begegnet ist. Was als glückliche Verbindung gedacht war, wird bald zu einer aufreibenden Prüfung. Als dann in ihrem Land ein erbitterter Krieg ausbricht, flieht die junge Familie nach Finnland, wo sie mit Skepsis und Argwohn empfangen wird. Schnell verlernt Sohn Bekim die Sprache seiner Heimat, versucht sich zu integrieren, doch trotzdem wird er auch als Erwachsener ein Außenseiter bleiben. Bekim ist queer. Entfremdet von seiner Familie verbringt er die meiste Zeit allein in seiner Wohnung. Eines Tages trifft er in einer Schwulenbar eine sprechende Katze. Dieses witzige, charmante und manipulative Wesen reizt Bekim solange, bis er schließlich nachgibt, in die Geschichte seiner Familie im Kosovo eintaucht und sich den Rätseln der Vergangenheit stellt. Ein wunderbar skurriler und magischer Roman über die großen Themen der Menschheit: Krieg, Liebe, Zugehörigkeit und sprechende Katzen.



**Autor**

**Pajtim Statovci**

---

Pajtim Statovci, geboren 1990, ist ein finnisch-kosovarischer Schriftsteller. Mit zwei Jahren zog er mit den albanischen Eltern aus dem Kosovo nach Finnland. Er lebt in Helsinki und hat Vergleichende

Pajtim Statovci  
Meine Katze Jugoslawien



Pajtim Statovci  
Meine Katze Jugoslawien

Roman

*Aus dem Finnischen  
von Stefan Moster*

Luchterhand



*Da bi se jasno videla i potpuno slika kasab  
e i priroda njenog odnosa prema mostu,  
treba znati da u varoši postoji još jedna cuprija,  
kao što postoji još jedna reka.*

Um das Bild der Stadt klar zu sehen und  
die Natur ihres Verhältnisses zur Brücke  
voll zu verstehen, muss man wissen,  
dass in der Stadt noch eine Brücke besteht,  
wie es auch noch einen Fluss gibt.

Ivo Andrić, *Die Brücke über die Drina*



# I

*Als ich der Katze zum ersten Mal begegnete, war das zutiefst verwirrend, als würde man die Körper von hundert gut gebauten Männern gleichzeitig sehen. Es war so verwirrend, dass ich sie auf dickem Aquarellpapier malte, und als das Bild endlich fertig und getrocknet war, trug ich es überall mit mir herum, und kein einziger Mensch konnte an mir vorbeigehen, ohne meine Frage zu beantworten: »Verehrte Hoheit, darf ich Euch meiner Katze vorstellen?«*



**0:01 blackhetero-helsinki:** bisschen spaaaß???????+  
**0:01 Chubby-Sub28:** Älter und dominant, Raum Helsinki?  
**0:01: turnschuhboy jyväskylä\*:** ...  
**0:02 OuluMorgenTop:** ... Relativ schlanker Typ aus Oulu?  
**0:02: Kalle42\_Helsinki:** Eher jung; nächste Woche in Turku? Blasen o. ä.?  
**0:02 Järvenpää:** jemand järvenpää + umgebung?  
**0:02 Zu Besuch in Helsinki:** gibts hier einen Butch/Top, der sich jetzt einen blasen lassen will ...?  
**0:02 Rauma BTM:** runder Arsch sucht harten Schwanz  
**0:02 Tampere mann für jungen:** tampere  
**0:02 N\_Oulu:** wer macht bei dreier mit? Oulu?  
**0:02 Tampere mann für jungen:** tampere  
**0:02 Cam30:** chat / cam2cam?  
**0:03 Raum Vaasa, btm24:** MANN? HABE PLATZ!  
**0:03 VilleHelsinki:** schlanker verse/top 185/72/18/5 sucht schlanken verse/botton LIVE jetzt

Als Villes Nachricht auf meinem Display erschien, hörte ich auf zu lesen. Eine Stunde später sagte Ville an meiner Tür Hallo, und dann sagte ich Hallo, und sein Blick schlängelte sich eine Weile von meinen Zehen rauf zum

Haaransatz und wieder zurück. Erst dann hatte er genügend Mut, um hereinzukommen.

»Du siehst gut aus«, sagte ich.

Er brummte etwas und bewegte sich unbeholfen, machte einen Schritt zurück, ließ die rechte Hand hinter Rücken verschwinden und stützte sich dann wieder damit an der Wand ab. Aber ich beherrschte dieses Spiel und sagte: »Im Ernst, du siehst echt gut aus, ich war überrascht, als du zur Tür hereinkamst, ich hatte damit gerechnet, dass du gelogen hast.« *Das hätte ich nämlich getan.*

»Ich kann wieder gehen, wenn du willst.«

Seine Stimme klang scheu und bescheiden, als gehörte sie einem kleinen Kind, und er wandte den Blick ab und schnaubte ein wenig demonstrativ, als versuchte er, mich von etwas zu überzeugen. *Normalerweise tue ich so etwas nicht, zum Beispiel. Oder: Ich habe mich in einem schwachen Moment in den Chat eingeloggt, ich weiß selbst nicht, was ich mir dabei gedacht habe.* Als sollte ich wissen, dass er im Voraus an all die Dinge gedacht hatte, die passieren könnten. *Er kann eine Geschlechtskrankheit haben, er kann wer weiß wer sein, es kann sein, dass er mir wehtut, man weiß nie.*

»Ich will nicht, dass du gehst«, sagte ich und versuchte, seine Hand zu nehmen, aber er zog sie schnell weg und verbarg sie wieder hinter dem Rücken.

Ich verstand ihn besser als jeder andere. Warum sollte jemand wie er so etwas tun? Warum sollte er nicht dorthin zurückgehen, wo er herkam? Er war etwas über dreißig und sah aus wie ein Mann, der Erfolg hat, die Haare trug er nach hinten gekämmt, und so wie sein schönkan-

tiges Gesicht aus dem Schal und dem Jackenkragen ragte, hätte er jeden haben können, er hätte nur irgendwo hineinspazieren und sich unter den Anwesenden denjenigen aussuchen müssen, der ihm am meisten zusagte. Er zog seine fast neuen Schuhe und seine teuer aussehende Jacke aus. Seine Kleider rochen sauber, das gestreifte Hemd war aus einem festen, glatten Stoff, und seine Jeans hatten an den Knien noch keine Falten gebildet, obwohl sie so eng anlagen wie Strumpfhosen.

Für einen Moment stand er, ohne etwas zu sagen, vor mir, bis ihm die Stille unangenehm wurde und er seine Hand hinter meinen Rücken schob, mich gegen die Wand drückte und heftig küsste. Er fixierte meine Handgelenke und presste mir einen Oberschenkel zwischen die Beine, als befürchtete er, ich könnte etwas sagen. Dass ich in ihn verknallt sei oder dass ich wisse, wie wütend einen das hier machen konnte und dass ich ihn verstände, ihn und die Welt, aus der er komme: Ingenieursfamilie, ja ja, du kannst deinen Eltern nicht sagen, dass du lieber mit Männern zusammen bist, ich weiß schon, das kann man nicht einfach so sagen.

*Ich hasse es auch, das alles hier*, hätte ich gern gesagt und die Frage gestellt, wie wir überhaupt so weit gekommen sind und warum es so sein muss, was in uns gefahren ist, aber so kann man nicht mit einem reumütigen Mann reden, weil der Ekel so viel schlimmer ist als der Hass. Dem Hass kann man nachgeben. Man kann über ihn hinwegkommen oder man kann ihm sein Leben schenken, aber Ekel funktioniert anders. Er legt sich unter die Nägel und verschwindet nicht mehr, selbst dann nicht, wenn man sich die Finger abbeißt. Aber ich sagte nichts, weil es

zwischen Männern keine Fragen, keine Misshandlungen, keine Begründungen gibt.

Seine langen Nägel kratzten an meinem Rücken und meinen Schultern, seine geraden Zähne prallten gegen meine, sein Hals duftete nach starkem Rasierwasser, unter den Achseln war das noch feuchte Deodorant wahrzunehmen. Er drückte sich fest an mich und umschlang meine Beine mit seinen, seine muskulösen Schenkel nahmen mich in die Zange, zielstrebig. Kurz dachte ich darüber nach, wie schön er war, und was für ein Glück ich hatte, dass er gekommen war. Seine Handgelenke, auf denen wenige helle Härchen wuchsen, sein Handrücken voller hervortretender Adern, seine geraden, gleichmäßigen Finger und seine gepflegten Nägel, das eng anliegende Hemd, dessen beiden obersten Knöpfe offen standen, und unter dem ich seinen Duft roch, seine Schlüsselbeine, die harte Brustmuskeln zu tragen hatten, die Eleganz des sich verschmälernden Brustkorbs und die Lockung seiner Taille, die knapp, aber gut sitzende Hose, die seine Oberschenkel so einengte, dass die Furchen seiner Beinmuskeln aussahen, wie mit Schlittschuhkufen gezogen. Wie vollkommen jemand sein konnte!

Er küsste meinen Hals im dunklen Flur, und obwohl uns niemand sah, obwohl auch wir uns gegenseitig nicht vollständig sahen, fing ich an, ihn mit anderen Augen zu betrachten, als er mir seine warme und starke Hand unters Hemd schob. Ich wollte glauben, nachgegeben zu haben, weil wir letzten Endes nur Tiere waren, wir konnten nichts dafür, es lag in unserer Natur. Und so stark wie er zupackte und so heftig wie er atmete, musste er genauso denken wie ich.

Er riss sich noch im Flur das Hemd auf und schnappte mit den Zähnen nach meinem, sodass ich die Wärme seines Atems durch den Stoff spürte. Ich stieß ihn kurz von mir weg, befreite mich aus seinem Griff, er prallte gegen die Wand und schaute mich mit seinen großen blauen Augen an. Dann zog ich ihn hinter mir her zum Bett, die Bettwäsche roch noch nach Waschmittel, und ich schaute Ville an und zwang mich, aus der Situation alles herauszuholen. Jetzt, da es endlich passierte.

Er zog seine restlichen Kleider aus und lächelte. *Nimmst du ihn?*, fragte er, zwinkerte mir zu und packte meine Schultern, um mich nach unten zu drücken.

»Ist alles in Ordnung?«, wollte er wissen, als ich aufhörte.

»Alles in Ordnung«, sagte ich und dachte an all die Nachrichten, die Ville nach seinem Angebot im Chat bekommen hatte. Und mich hatte er ausgewählt, weil meine Nachricht die auffälligste war, die erregendste, und weil meine strategischen Angaben am meisten verlockten. Alle wollten ihn, und er wollte nur mich, und das war es, was ich liebte.

Er drehte mich um, um mir einen Gegendienst zu erweisen.

»Fühlt sich das gut an?«, fragte er und ließ seine scharfkantige Zunge halb aus dem Mund hängen.

»Es fühlt sich total gut an«, sagte ich und drückte instinktiv seinen Kopf nach unten.

»Du siehst gut aus«, sagte er.

»Was hast du gesagt?«

»Du siehst gut aus«, sagte er noch einmal.

Dann fing es im Zimmer an zu riechen. Ich und er. Wir rochen. Das, was wir gerade getan hatten, unsere Gedanken. Der Latex-Geruch haftete an der Haut, an der Bettwäsche, an der Luft im Raum, an allem. Die Laken waren feucht vom Schweiß, und als er seine Hand unter den Hinterkopf schob, merkte ich, dass sein Deo versagt hatte, auch sein Atem roch jetzt anders. Schwerer, nach Zwiebeln und Fleisch.

»Danke«, sagte er schließlich.

»Keine Ursache.«

»Bist du okay?«

»Ja.«

»Gut«, sagte er und räusperte sich. »Wäre schön, sich mal wiederzusehen.«

»Ja, vielleicht«, sagte ich. »Willst du einen Kaffee?«, fragte ich dann schnell und stand noch schneller auf, öffnete das Fenster mit einem heftigen Ruck, schob mit dem Fuß seine auf dem Boden verstreuten Kleider zu einem Haufen zusammen, hob die vom Bett gerutschte Decke auf und machte Licht.

»Um die Zeit?«, fragte er, setzte sich beinahe erschrocken auf, zog sich die Decke über die Beine, legte die Hand auf den Bauch und blinzelte verdutzt.

Seine Haut glänzte im hellen Licht wie ein Schinken aus dem Ofen. Er kratzte sich an der Schulter und bat mich, das Licht auszumachen.

»Ja, um die Zeit. Willst du einen?«

»Ich kann nicht«, erklärte er.

»Du solltest jetzt gehen«, sagte ich.

»Was?«

»Ich will, dass du jetzt gehst.«

Also sammelte er seine Kleider zusammen, während ich in die Küche ging und den Wasserkocher einschaltete. Ich stellte eine Tasse auf die Spüle und gab zwei Löffel Instantkaffee, zwei Stück Süßstoff und einen Schuss Milch hinein.

»Würdest du jetzt bitte gehen?«, fragte ich.

Er hatte das Licht gelöscht und schien wegen der Frage, wegen der Stimme, die die Stille brach, oder wegen meines plötzlichen Erscheinens im Schlafzimmer zusammenzuzucken.

»Ich bin ja schon dabei«, sagte er, während er gerade einmal den zweiten Strumpf über den großen Zeh stülpte.

Ich ging wieder in die Küche, goss Wasser in die Tasse, rührte den Kaffee um und trank einen Schluck. Dann schüttete ich ihn in den Abfluss.

# I

Ich bewegte mich mit kaum merklichen Schritten voran, als wäre ich nicht sicher, wonach ich suchte. Nur einmal zuvor war ich hier gewesen, aber da hatte ich mich nicht weiter als bis in den Windfang vorgewagt. Doch hier waren sie nun mal, wenn man welche wollte. Man konnte sie kaufen, einfach so. Jeder konnte sich eine anschaffen und damit machen, was er wollte. Niemand bat einen, zu erklären, warum und wofür man sie kaufte, ob es sich um einen spontanen Entschluss handelte oder ob die Anschaffung schon länger geplant war.

In diesem Laden konnte jeder lügen: *Ja, ich habe alles Nötige, sie kommt in ein gutes und liebevolles Zuhause, in ein Terrarium mit einem Volumen von einem mal zwei Metern. Ich habe alles, was sie braucht. Einen Kletterbaum, einen Wasserbehälter, Verstecke und Streu, alles vorhanden, sogar Mäuse. Ich habe mir das überlegt, solange ich denken kann.*

Ich spürte ihre Anwesenheit bis in meine Fußsohlen, die sich so stark krümmten, dass sie Falten bekamen. Das konnte kein Irrtum sein. Dieser Schauer, der mir über den Rücken nach unten in die Beine lief und sich über den Nacken nach oben bis zum Hinterkopf schlängelte, die Muskeln, die sich anspannten, dass sie hart wurden und nicht mehr gehorchten, die Härchen auf

der Haut, die sich aufplusterten und aufrichteten wie zum Angriff.

Die Frau hinter dem Ladentisch kam rasch zu mir. Ich stand bei den Mongolischen Rennmäusen und bestaunte – nein, bewunderte – die komplizierte Silhouette ihrer Körper, die Art, wie sie mit ihren kurzen Beinen und langen Schwänzen durchs Leben kamen.

»Hatten Sie an eine Mongolische Rennmaus gedacht?«, fragte die Frau. »Das ist ein gutes und pflegeleichtes Haustier, sehr genügsam. Da kommt man ohne großen Aufwand aus.«

»Nein, ich hatte an eine Schlange gedacht«, antwortete ich, schaute ihr ins Gesicht und wartete auf einen anderen Ausdruck, auf einen überraschten oder befremdeten Blick, aber sie bat mich unbeeindruckt, ihr zu folgen. »An eine große Schlange.«

Wir gingen ins Untergeschoss hinunter, vorbei an Gefriertruhen und Regalen mit Trockenfutter, vorbei an Käfigen mit Beschäftigungsanreizen und maßgeschneiderten Spielsachen, vorbei an Glaskuben voller Schaben, Schrecken, Fruchtfliegen und Grillen für Terrarientiere. Überall roch es nach Tod, der mit den kalt-warmen Aromen von Holz, Gras und Metall übersprüht worden war.

Sie wurden im dunklen Untergeschoss gehalten, weil es dort feuchter war und die Bedingungen mehr ihrem natürlichen Lebensraum ähnelten. Die Tür ging nicht ständig auf und zu, und sie waren nicht für alle sichtbar. Manche Leute hätten womöglich nur deshalb den Laden nicht betreten, weil sie Angst hatten, ihnen zu begegnen. Allein ihre äußere Erscheinung rief bei vielen Panik hervor.

Die Schlangenabteilung war in zwei Bereiche unterteilt:

Giftschlangen und Würgeschlangen. Es waren Dutzende, ein ganzes Regal voll, übereinander einsortiert, die Größeren und Stärkeren in den unteren Fächern, die Kleineren in den oberen. Sie hatten unterschiedliche Farben: Die limettengrünen Baumpythons leuchteten wie helle Neonlichter, die dicken gelb gestreiften Jamaika-Boas boten sich dem Auge dar wie die köstlichsten Kuchen auf einer festlichen Kaffeetafel, die kleinen orangefarbenen Kornnattern und die Tigerpythons mit den braunen Streifen lagen wie zu runden Bündeln aufgeschichtet da.

So wie sie sich in den Terrarien um die Kletterbäume schlangen, wirkten sie, als habe man sie ihrer Macht beraubt; manche lagen der Länge nach da, befeuchteten sich die Haut mit dem Wasser aus einem Behälter und verdauten ihre Nahrung. Was sie verband, war abgrundtiefe Melancholie. Sie bewegten die trägen Köpfe langsam hin und her, als wären sie gelangweilt oder eher noch: gedemütigt. Es war traurig. Dass sie nichts anderes kannten.

»Die stammen von einem ausländischen Züchter, sind in der Natur nicht zur Jagd freigegeben«, erklärte die Frau. »Man kann also frei mit ihnen umgehen, sollte aber trotzdem nicht vergessen, dass Schlangen gern für sich sind.«

Ich sah das Bild des Ortes vor mir, von dem sie in den Verkauf gelangt waren, denn ich hatte mir im Internet Videos von Zuchtstationen angesehen. Sie sahen aus wie die Hinterräume von Schnellrestaurants, voller hoher Regale, bis zum Rand gefüllt mit schwarzen Behältern, in denen die Schlangen lebten, bis sie groß genug waren, um weiterverkauft werden zu können. In den Behältern lagen etwas Streu, die nicht staubte, sowie ein Zweig. Sie hatten

nie Tageslicht gesehen und nie echte Erde berührt, und nun wurden sie in Räumlichkeiten präsentiert, die die natürlichen Umstände nachahmten. Werden sie jemals lernen, dass nicht jedes Leben den gleichen Wert hat?

Ich bestellte eine direkt nach Hause. Eine Königsboa.

Zuerst kam das Terrarium, das man zusammenbauen musste. Dessen zukünftige Bewohnerin wurde in einem Karton geliefert. *Wohin damit?* So lautete die Frage des Auslieferers. Wo er sie hinstellen solle? Als hätte sie keine Bedeutung, als enthielte der Karton ein Regal zum Zusammenbauen und keine fast ausgewachsene Würgeschlange. Ich bat den Mann, den Karton mitten ins Wohnzimmer zu stellen.

Die Schlange blieb lange still und reglos. Erst als ich den Deckel einen Spaltbreit aufmachte und Licht eindrang, zischelte sie gedämpft und regte sich scheu, und da konnte ich ihre träge, kühle Erscheinung sehen, das schwarze Dreieck-Muster auf der braunen Haut, die erhabene Art, sich zu bewegen. Wenn sie sich zusammenzog, knisterte ihre trockene Haut wie ein defekter Lautsprecher.

Ich hatte sie mir anders vorgestellt. Stärker, lauter und größer. Aber sie schien mehr Angst vor mir zu haben als ich vor ihr.

*Du gehörst jetzt mir*, sagte ich und nahm allen Mut zusammen, um den Deckel ganz zu öffnen. Und als ich ihn schließlich abgenommen hatte, bewegte sie sich plötzlich so wild, dass ich nicht erkannte, wo die Bewegung anfing und wo sie aufhörte. Ihre gespaltene Zunge schoss zu mehreren Seiten des dreieckigen Kopfes hervor, und

sie zitterte, als wäre sie in Eiseskälte geraten. Bald erhob sich der Kopf aus dem Karton, und die kleinen schwarzen Augen gingen flackernd auf und zu wie von Quecksilber gepeinigt.

Nachdem sich ihr Kopf langsam auf dem Fußboden niedergelassen hatte, kippte ich den Karton, um ihren Weg zu erleichtern, und sie plumpste auf den Boden wie ein Klumpen Knete und erstarrte auf der Stelle.

Erst nach einer Weile regte sie sich wieder. Sie bewegte sich in Wellenbewegung vorwärts wie bei schwacher Dünung. Es war eine unwirkliche, scheue und langsame Bewegung, aber dennoch zielstrebig und vital. Sie betastete Tisch- und Couchbeine, hob den Kopf, um sich die Pflanzen auf der Fensterbank anzusehen, die winterliche Landschaft vor dem Fenster, die Bäume mit den weißen Mützen, das gewellte graue Himmelstuch, das die Wolken bildeten, und die Häuser mit den hellen Farben.

*Herzlich willkommen*, sagte ich zu ihr und lächelte, *ja, willkommen in deinem neuen Zuhause*. Als sie sich kurz darauf unter dem Tisch zusammenrollte, als hätte sie meine Stimme erschreckt, schämte ich mich für den Ort, an den ich sie gebracht hatte. Was, wenn sie sich hier nicht wohlfühlte, wenn sie sich gefesselt, bedroht, traurig, einsam fühlen würde? Würde ihr genügen, was ich ihr anzubieten hatte? Diese kleine Wohnung, diese kalten Böden und wenigen Möbel? Sie war ein lebendiges Wesen, für das ich nun die Verantwortung trug, und das mit mir in keiner gemeinsamen Sprache kommunizieren konnte.

Dann näherte ich mich ihr. Am Widerschein in ihren kleinen schwarzen Augen vergewisserte ich mich mehrmals, dass ich mich in ihrem Blickfeld befand, bevor ich

mich langsam vor ihr auf der Couch niederließ und wartete, dass sie zu mir käme.

Und schließlich entrollte sie sich und kam mir entgegen, schnupperte an meinen Zehen und schlang sich um meine Schenkel. Sie hob den Kopf, schob ihn zwischen meine Beine und unter die Arme und hinter den Rücken, überallhin.

Ich ergriff sie mit beiden Händen und legte sie mir um den Hals, und als sie mit ihrer schuppigen Haut meine bloße Haut berührte und meinen Nacken mit ihrer Zungenspitze betastete, bekam ich eine Gänsehaut. Ihr langsames Vorangehen auf meiner nackten Haut fühlte sich wie ein langes, warmes Lecken an.

Eine Weile blieben wir so, auf der Couch, ihr Kopf unter meinem Kinn, ihr Leib um meinen Leib wie ein Harnisch aus Metall, meine Arme zur Seite gestreckt, die rhythmischen, gespannten, überlegten Schläge ihrer gespaltenen Zunge auf meiner zitternden Haut.

Ich dachte, wir würden ewig zusammen sein, ich und sie. Wir würden nie aufhören, uns zu lieben. *Niemand darf jemals davon erfahren – ich werde es hüten wie mein Leben*, dachte ich. Ich gebe ihr ein Zuhause, alles, was sie braucht, und sie wird glücklich mit mir sein, weil ich weiß, was sie will. Ich werde sie so gut kennenlernen, dass ich ihr die Wünsche von den Augen ablesen kann, und ich werde sie füttern und zusehen, wie sie ihre Nahrung verdaut, und beobachten, wie sie wächst und wächst und wächst.

FRÜHLING 1980

## Menschen in den Bergen

Mein Vater, von den Leuten im Dorf hochgeschätzt, versicherte mir, dass die Liebe zu dem Mann, der ein so schönes Lächeln hatte und der so sauber rasiert war, dass selbst gegen das Licht kaum Stoppeln zu erkennen waren, zu dem Mann, den ich als 17-Jährige heiraten würde, der von der Hauptstraße des Dorfes in die Schotterstraße einbog, die zu einer Gruppe von drei bescheidenen Häusern führte, noch kommen würde, falls sie noch nicht da war. Und ich, die Älteste von sieben Geschwistern, vertraute meinem Vater.

Denn mein Vater war wie die Väter in Filmen. Ein schönes Gesicht, das westlich aussah und sich nach unten hin verschmälerte, eine wirkungsreiche Stimme und soldatische Haltung, geliebt und geachtet – ein Kosovare der besten Sorte. Ein Mann, dem man vertraute und den man respektierte, *burrë me respekt*, sein Gesicht war immer sauber, das Unterhemd wechselte er täglich, der Bart nie länger als ein paar Millimeter, und seine Füße stanken nie wie die Füße anderer Männer, denen ihre Ehre gleichgültig war, oder die sie bereits verloren hatten.

Er hatte gute Manieren und war stattlich. Eine seiner vielen Tugenden bestand darin, dass er immer sagte, *alles wird gut gehen*. Er sagte es auch dann, wenn man wusste, dass etwas schlecht ausgehen würde, wenn glasklar war,

dass ein langer Winter im Anzug war und das eingemachte Gemüse mit Müh und Not bis zum April reichen würde. Dann war da seine Art, mir über die Haare zu streichen, meine falsch fallenden Haare zu richten und mit seinen dicken, langen Fingern meine Kopfhaut zu massieren. Das tat er oft, denn ich bekam mit der Zeit von der Hausarbeit die gleichen Kopfschmerzen wie meine Mutter.

Der Mund meines Vaters sprach nicht annähernd so viel wie sein Gesicht. Von einem solchen Gesicht bekam man nicht genug. In einem solchen Gesicht versank man, wollte es ständig betrachten. Und man verzieh ihm alles. Mein Vater fing erst dann an zu reden, wenn er entschieden hatte, was er sagen würde. Er sagte zum Beispiel, ein armer Mensch habe die besten und fantasievollsten Träume. Es lohne sich nicht, Zeit an Träumereien zu verschwenden, wenn man dem, wovon man träume, zu nah sei, denn dann würde man es wahrscheinlich erreichen und müsse feststellen, dass die Erfüllung nicht dem entsprach, was man sich vorgestellt hatte. Und das Resultat – die Enttäuschung, die Wut, die Bitterkeit, die Habgier – sei ein erbärmlicheres Schicksal als unerfüllte Träume. *Der Mensch sollte immer nach etwas greifen, das er nie erreichen kann*, pflegte er zu sagen.

Er erzählte, er habe eigentlich Musiker werden und auf großen Bühnen auftreten, oder sich zu einem angesehenen Gehirnochirurgen ausbilden lassen wollen, denn seine großen, gleichmäßigen Hände seien für haargenaue Arbeiten wie geschaffen. Dann streckte er beide Hände aus und zwinkerte mir zu. Ja, seine Hände waren wie zwei Skulpturen, standfest und unerschütterlich.

Nachdem er mit achtzehn geheiratet hatte und mit

neunzehn zum ersten Mal Vater geworden war, tauschte er seine Träume gegen Wünsche. Er wünschte sich kleine Dinge: fette Kälber, kräftige Pferde und Hühner, die einen mit Eiern überschütten, mehr Regen im Sommer und Zeit am Meer. Denn das Meer war seiner Meinung nach das Einzige, was jeder Mensch in seinem Leben gesehen haben musste. Es war nur diese eine Sache, die ihn tatsächlich ärgerte, dass der Kosovo noch immer ein solch kleines Gebiet mitten auf dem Balkan war, das überhaupt keine Küste besaß.

Mit der Zeit lernte er, was alle anderen vor ihm gelernt hatten: Man zog aus Dörfern wie diesem nicht in Städte, um seine Träume zu verwirklichen, nicht einmal, um sich in Arbeit oder in Intellektuellem zu ertränken. Das passierte nur im Kino.

Ich stand morgens schon um fünf Uhr auf, um die Tiere zu versorgen. Danach half ich meinen Eltern auf dem Feld. Das Feld war riesig, wir pflanzten fast alles selbst an: Salat, Kohl, Wassermelonen, Paprika, Zwiebeln, Lauch, Tomaten, Gurken, Kartoffeln und Bohnen. Das Feld war so groß und so mühsam zu bestellen, dass ich mich überhaupt nicht darüber wundere, warum meine Mutter innerhalb von zwölf Jahren sieben Kinder bekommen hatte. Nach der Arbeit ging ich in die Schule, und vor halb drei war ich schon wieder zu Hause. Jeder Tag verlief genau gleich.

Meine Mutter war eine typisch kosovarische Mutter und Ehefrau. Sie war tüchtig, gut zu ihrem Mann und streng zu ihren Kindern. Meine Geschwister waren typisch kosovarische, verträumte Kinder. Meine Schwester

Hana war ein Jahr jünger als ich, ein sensibles und emotionales Mädchen, das immer aussah, als hütete es ein Geheimnis, das niemand erfahren dürfe. Fatime, weitere anderthalb Jahre jünger, war das genaue Gegenteil.

Meine Abende verbrachte ich mit Träumen und Nachdenken. Ich saß auf einem großen Stein am Berghang, lehnte mich an die Eiche hinter unserem Haus, hörte Radio. Wenn meine Lieblingsstücke gespielt wurden, dachte ich mir, dass ich Sängerin werden könnte. Warum nicht. Oder Schauspielerin. Das könnte ich lernen, dachte ich, dann würde man Bilder von mir im Fernsehen zeigen, im Radio über mich sprechen, und mein Leben wäre so interessant, dass man darüber in den Zeitungen schreiben würde, mein rotes Kleid wäre in aller Munde, ich hätte lange, schlanke Beine, so glatte Haut wie die eines Babys. Nichts war ausgeschlossen oder unmöglich, und ich träumte so innig, dass ich von meinen eigenen Vorstellungen zu Tränen gerührt war.

Sonntagabends versammelten wir uns vor dem Fernseher, um uns die Musiksendungen auf dem Kanal *Radio Televizioni i Prishtinës* anzuschauen. Meistens sangen Männer, die mit gekreuzten Beinen auf Matratzen saßen und die Nationaltracht trugen: Hosen – *Tëlinas* –, um die sich schwarze Streifen wanden, eine bestickte Weste – *Xhamadani* –, um die Taille ein rotes Tuch – *Shokë* – und auf dem Kopf eine weiße Filzmütze namens *Plis*. Sie sangen von Liebe, von Kriegshelden und von Ehre, und spielten dazu auf der *Çiftelia*.

Wir sahen uns auch viele Filme an, meistens Kriegsfilme über die Partisanen im Zweiten Weltkrieg. Einer davon spielte in der Schlacht an der Sutjeska in Bosnien,

wo die Nazis die von Tito angeführten Partisanen eingekesselt hatten. Wir saßen in einer Reihe vorm Fernseher und weinten aus vollem Herzen, wenn ein Mensch von Schmerz und Kummer überwältigt wurde, fieberten mit, wenn sich die Ehre der Partisanen zuerst in Kampfeswillen und danach in rasende Wut verwandelte.

Am meisten freute ich mich jedoch, wenn Zdravko Čolić, der womöglich schönste Mann des Universums, im Fernsehen sang, oder Videos mit seinen Liedern gezeigt wurden. Die Stücke von seinem Album *Ako prideš bliže* kannte ich auswendig, obwohl ich von den Texten so gut wie nichts verstand. Wenn er jedoch das Stück *Novjerna žena* sang, mit viel Gefühl, war ich sicher, dass es von einer Frau handelte, die ihm das Herz gebrochen hatte. *Produži dalje* wiederum war ein so schnelles Lied, und die Stimme des Sängers so viel selbstsicherer, dass es sich dabei um etwas Oberflächlicheres und Flüchtigeres als Liebe handeln musste. Nur die Liebe brachte die Stimme auf diese ganz bestimmte Art zum Brechen.

Wenn Zdravko Čolić endlich anfang zu singen, waren wir alle still und stimmten innerlich mit ein. Ich war neidisch auf die Hintergrundtänzerinnen, weil sie nach dem Auftritt mit ihm reden konnten, auf die Kameramänner, weil sie zu Hause erzählen konnten, dass sie Zdravko in echt gesehen hatten, auf den Moderator der Sendung, um den Zdravko den Arm legte.

Dann wurde mir an einem ganz gewöhnlichen Tag, als ich ungefähr fünfzehn war, schlagartig klar, dass ich mitten auf dem Land lebte, in der Schule nur mäßig mitkam und nicht einmal eine besonders gute Sängerin war, wo ich doch die Beste der Welt sein wollte. Ich begriff, dass

ich nicht überzeugend reden und das, was ich zu sagen hatte, nicht klar genug aufschreiben konnte. Ich konnte nicht zeichnen und nicht rechnen, weil es mir schwerfiel, mich längere Zeit zu konzentrieren. Ich konnte nicht besonders weit rennen, und ich konnte keine Haare schneiden. Ich war lediglich schön und stellte mich bei der Hausarbeit gut an, so wurde es mir gesagt. Nachdem ich aufgeschrieben hatte, was meine Talente waren, zitterte ich, denn keines von beiden war eine Leistung, sondern bloße Selbstverständlichkeit.

Ich betrachtete mich im Spiegel und fragte mich, ob ich dumm war. Sich diese Frage zu stellen, war wirklich schwer, aber nicht annähernd so schwer, wie später zu begreifen, dass es womöglich zutraf. Ein dummer und unwichtiger Mensch. Von Politik und Gesellschaft verstand ich nichts, ich wusste nicht, wie Jugoslawien funktionierte oder was im Zweiten Weltkrieg geschehen war, obwohl ich all die Partisanenfilme gesehen hatte. Ich wusste gerade mal, aus welchen Staaten Jugoslawien bestand.

Als im Fernsehen über die Meinungsverschiedenheiten zwischen Albanern und Serben gesprochen wurde, hörte ich nicht einmal hin, der Nachrichtensprecher hätte ebenso gut Chinesisch reden können. Außerdem ging ich davon aus, dass ich gar nicht das Potenzial hatte, schlauer zu werden. Es gab keinen Lehrer, der mir etwas über Politik erzählt hätte, und meine Eltern wollten nicht, dass ihre Tochter Sängerin wurde.

In meinem bisherigen Leben hatte ich mich ganz und gar auf die falschen Dinge konzentriert – auf das Plaudern mit meinen Freundinnen, auf Gerüchte über Jungs, auf Hausarbeiten und aufs Kochen, darauf, wie ich in der

Schule und auf Festen aussah. Als mir klar wurde, dass ich die Schule besuchte, weil eine Frau, die nicht lesen konnte, keine Chance hatte, eine gute Partie zu machen, kam mir die Galle hoch, und das Essen wollte mir nicht mehr schmecken. Und als ich begriff, dass mein Leben kein bisschen besser würde, selbst wenn ich in allen Fächern Bestnoten erzielte, wurde mir übel. Von einer Politikerin, Lehrerin oder Juristin hatte ich noch nie gehört, begriff ich, hielt mich an der Tischkante fest und atmete tief durch die Nase.

Ich schüttelte den Kopf und überlegte mir, was ich mir wünschen könnte, anstatt zu träumen. Und so wünschte ich mir, dass mein künftiger Ehemann gut zu mir sein würde. Und ich wünschte mir, dass er attraktiv war, eine möglichst große und schöne Hochzeit für uns ausrichtete, und dass seine Familie mich ebenso gut behandelte, wie er es tat. Als ich mir vor dem Spiegel diese Wünsche aufgezählt hatte, rannte ich in die Küche, griff nach der Teigschüssel und übergab mich.

Unser Dorf lag am Fuße eines Berges. Die Straße, die dorthin führte, verlief nicht im Tal, sondern schlängelte sich labyrinthisch an den Hängen entlang. Auf der einen Seite des Berges war sie lang und kurvenreich, auf der anderen, auf unserer Seite, führte sie fast schnurgerade nach unten. Wenn mein Vater diese Straße entlangfuhr, erwünschte er jedes Mal ihre Erbauer.

Einmal – als er das schmale Steuer seines roten Yugo Skala fest umklammerte und fluchte, warum um Himmels willen die Straße so schlecht gebaut worden sei, dass man um den ganzen Berg herumfahren müsse, wenn man ins

Dorf wolle – antwortete ich trotzig auf seine Frage, die er gar nicht als Frage gemeint hatte.

»Vielleicht kommt es daher, dass sie von Albanern gebaut worden ist«, sagte ich und wandte mich ihm zu.

Da wurde er wütend. Ich hatte damit schon gerechnet, bevor ich es ausgesprochen hatte. Er hob die Hand zwischen uns, als wollte er zuschlagen, und kniff die Lippen zu einer schmalen Linie. Er sagte, ich dürfe so nicht reden, ich dürfe nichts Schlechtes über die Männer meines Landes sagen, denn Allah sei groß und schreibe alles, was ich täte, für das Jüngste Gericht auf.

Aber ich wusste, weswegen er wirklich böse war. Er scherte sich um die Straße und ihre Erbauer nicht mehr als ich. Wir waren an jenem Tag auf dem Basar in Pristina gewesen, wo mein Vater große Mengen an Weizen- und Maismehl, Zucker, Öl, Salz und Fleisch zu kaufen pflegte. Ich versuchte, ihm immer den Eindruck zu vermitteln, dass ich mir aus den Fahrten nach Pristina nichts machte. Wenn wir nach Hause kamen, sagte ich zu meinen Geschwistern, die Stadt sei gefährlich, die baufälligen Buden sähen aus, als würden sie jeden Moment einstürzen, und fast das gesamte Basargelände sei mit dicken Planen überdacht, unter denen die Temperatur bis auf fünfzig Grad steige und die Luft schwer und stickig sei.

Ich hatte Angst, er würde mich nicht mehr mitnehmen, wenn ich ihm verriet, wie sehr ich es genoss, ihn nach Pristina zu begleiten. Es gab nichts anderes, auf das ich warten konnte, als diese Fahrten, bei denen ich mir all die Stadtbewohner anschauen konnte, die gut aussehenden jungen Männer, die schönen jungen Frauen, die eine Arbeit hatten und elegante Kleider trugen. Ich wollte

genau wie sie sein, ich wollte ihr Leben, ihre Kleider und ihr Aussehen.

Auf dem Basar umklammerte ich die Hand meines Vaters, der stets in seinem einzigen Anzug durch die Stadt ging, und sah mich neugierig um, obwohl ich mich schrecklich davor fürchtete, von den Menschen totgetrampelt zu werden. Die Buden waren voller Sachen: Schuhe aus schwarzem Leder, Hemden, Hosen, Jeans, verschiedene Gewürze, frisches Gemüse und Fleisch. Und an manchen Ständen gab es Waren, die nur für Mädchen und Frauen bestimmt waren: Lippenstifte, Wimperntusche und schöne Kleider. Der Basar versuchte, nach allem gleichzeitig zu duften, aber in der Hitze roch man nur Kunstleder, Zigaretten und Schweiß. Um das Fleisch kreisten kleine Fliegen, und das Gemüse war feucht und runzlig, sodass die Männer, die es verkauften, es regelmäßig mit Papier trocken rieben. Überall wurde lautstark und mit Nachdruck geredet, man hörte Zankereien, das Klimpern von Münzen und das Knarzen von Holz unter dem Gewicht der aufgestapelten Waren.

Als mein Vater an diesem Tag einmal stehen geblieben war, um mit einem Fleischhändler zu verhandeln, war ich ein paar Stände weitergeschlendert. Dort hatte ich mir kurz das Sortiment angeschaut, die Strumpfhosen und die hübsch fallenden, goldbestickten Kleider – das Feilschen der Männer konnte gut und gern eine halbe Stunde dauern. Aufgeben bedeutete immer eine Niederlage – man musste sich einigen, selbst wenn der Händler Gewinn machte. Bevor mein Vater merken würde, dass ich weg war, wäre ich schon wieder zu ihm zurückgekehrt, hatte ich gedacht.

Ich griff nach dem kleinen Handspiegel auf dem Tisch

und sah mich an, richtete meine Haare und drehte das Gesicht, bis ich merkte, dass der Händler, ein ungefähr 20-jähriger Mann, unangemessen lang seine Aufmerksamkeit auf mich richtete. Ich blickte vom Spiegel auf, um ihn besser zu sehen. Überraschenderweise zwinkerte er mir zu. *Po ku je moj bukuroshe*, sagte er laut und leckte sich über die Unterlippe. Ich verstand nicht, was er damit meinte, denn so sprach man nicht mit einem jungen Mädchen, und es gehörte sich schon gar nicht, es *bukuroshe* zu nennen. Der Mann richtete den Blick auf meine Brüste, legte beide Hände an die Wangen, schüttelte den Kopf und rief: »*Opaa-a!*«

Ich erstarrte auf der Stelle. Mein Rücken krümmte sich und meine Schultern zogen sich nach innen, bis zum Kinn, um die kleinen Hügel, die im Lauf des letzten Jahres gewachsen waren, zu verdecken. Ich umklammerte die Puderdose in meiner Hand und versuchte die Ärmel meiner Bluse herunterzuziehen, aber mein Organismus gehorchte nicht. Mein Körper fing an zu zittern, heißer Schweiß bildete sich auf dem Kopf, und meine Knie schlotterten wie bei einer alten Frau. Als sich der Mann erneut die Unterlippe leckte, ließ ich den Spiegel auf die Erde fallen. Hastig bückte ich mich, um ihn aufzuheben, und in dem Moment fing der Mann laut an zu pfeifen, worauf sich auf der Stelle die Aufmerksamkeit der Männer an den umliegenden Ständen auf mich richtete.

»*Opa!*«, rief er zwischen den Pfiffen. »Jetzt schon?« Und dann brach er in schallendes Gelächter aus.

In dem Moment bemerkte ich meinen Vater, der sein Feilschen abbrach und mich hart am Handgelenk packte. *Pfui*, spie er zwischen die Waren, die der junge Mann ver-

